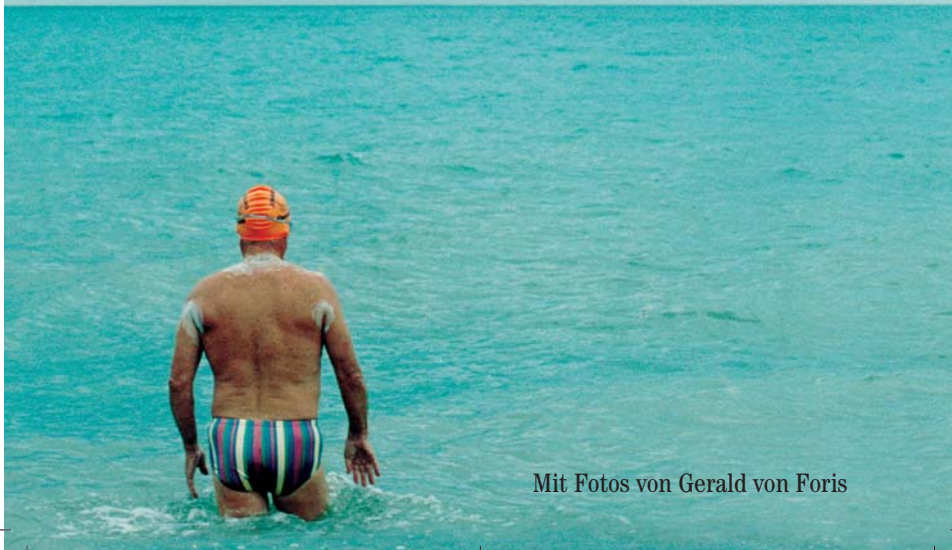


John von Düffel

Wie ich versuchte, den Mount Everest nicht hinaufzuschwimmen.



Mit Fotos von Gerald von Foris



Das Projekt.

„Momentan heißt das Projekt Mount Everest horizontal, aber das wäre natürlich nur der Arbeitstitel.“ Ich sitze nach einer Lesung in einem Kölner Restaurant, esse Bandnudeln mit undefinierbaren Pilzen und bin ganz Ohr. Vor mir ein junger Dokumentarfilmer, der schon gegessen hat und die Wirkung seiner Worte auf mich und meine Nudeln genauestens verfolgt. Fast scheint es, als würde er nur reden, um mir beim Zuhören zuzusehen. Aber wahrscheinlich ist das der dokumentarische Blick. Sein neuestes Filmprojekt gilt dem Ärmelkanal und all jenen Wasserverrückten, die von der Idee besessen sind, ihn zu durchschwimmen. Dabei, meinte er gleich zur Begrüßung, habe er sofort an mich denken müssen.

„33 Kilometer?“, frage ich. – „Na ja, Luftlinie. Die Schwimmstrecke ist effektiv natürlich länger wegen der Tiden und Strömungsverhältnisse. Man schwimmt in etwa eine S-Kurve von 40 bis 60 Kilometern, je nachdem.“ – „Aha“, sage ich und esse weiter. – „Es ist übrigens schon eine Weile her, dass ein Deutscher den Ärmelkanal durchquert hat. 1997 ein Apotheker aus Frankfurt. Nach offizieller Zählung haben es nicht einmal 800 Menschen überhaupt geschafft, viel weniger als bisher auf den Mount Everest geklettert sind.“ – „Aha“, sage ich noch einmal, je länger die Nudeln, desto kürzer die Sätze. Ich werde den Verdacht nicht los, dass der Dokumentarfilmer mich dazu überreden möchte, es dem Apotheker aus Frankfurt gleichzutun. Aber will ich das? Will ich das wirklich?

Der Schmerz.

Wir bestellen beide noch eine Apfelschorle und plaudern über Kapitän Webb, den legendären Pionier der Ärmelkanalschwimmer. Webb hatte für die Strecke von Dover nach Calais 22 Stunden gebraucht. Ganz England befand sich nach seiner erfolgreichen Durchquerung am 24. August 1875 im Ausnahmezustand. Sogar die Londoner Börse unterbrach ihren Geschäftsbetrieb. Webb war nicht der erste Mann auf dem Mond, doch nach seiner Durchschwimmung war der Ärmelkanal nicht mehr dasselbe Gewässer. Das Meer schien auf einmal durch Menschenkraft allein bezwingbar.

Schon damals stellten die Reporter Fragen, wie wir sie heute kennen. Als ein Journalist von Webb wissen wollte, wie er sich fühle, antwortete der Schwimmgigant, es gehe ihm gut. Er habe nur einen leichten Muskelkater in den Beinen wie zu Beginn der Kricketsaison. Eine typische englische Untertreibung. Tatsächlich konnte Webb nach seiner Durchquerung eine Woche lang kein Hemd mit Kragen tragen, weil sich um seinen Hals, den er so lange in einer Richtung über die Wellen gestreckt hielt, ein tieferer Ring rohen Fleisches gebildet hatte.





Die Tiefe.

Webb war die gesamte Strecke im Bruststil geschwommen. Das Kraulen war noch nicht erfunden. Doch es stellt keineswegs die Lösung aller Ärmelkanalprobleme dar. Selbst ausgezeichnete Kraulschwimmer geraten im offenen Meer angesichts der gähnenden Tiefe unter ihnen in Panik. Sie können nicht bis auf den Grund sehen, doch ihr Blick im milchig grauen Salzwasser ist beständig auf die heraufdämmernde Dunkelheit der Unterwasserwelt gerichtet und verliert sich in ihren kolossalen, fantasieträchtigen dunklen Schatten. Die eigene Einbildungskraft wird dem Schwimmer zum Feind und manchmal sogar zum Verhängnis.

Hinzu kommt die Schwierigkeit, dass man beim Kraulen eine schlechte Vorwärtsorientierung hat. Die kurzen Seitenblicke beim Luftholen in der schaukelnden See reichen kaum, um den Kurs zu halten. Darüber hinaus fehlt der Überblick über die Wasseroberfläche. Wer krault, kämpft mit der menschlichen Urangst, nicht zu wissen, was auf ihn zukommt. Ob Quallenfelder oder Tang, Schiffsabfälle oder sonstiges Treibgut, der Kraulschwimmer sieht nicht, worauf er zuschwimmt. Seine Bahn gleicht vielmehr einem dunklen Tunnel aus Wasser und Atem. Und es müssen nicht unbedingt stechende, Haut verätzende Feuerquallen sein, die ihn auf seinem Weg durch diesen Tunnel aus dem Rhythmus bringen. Die Berührung mit dem Unbekannten als solchem genügt, um selbst bei erfahrenen Schwimmern den Puls in kritische Bereiche zu treiben.

Der Mut.

Der erste Mensch, der den Ärmelkanal im Kraulstil durchschwommen hat, war eine Frau: Gertrude Ederle, eine Amerikanerin deutscher Abstammung, gut 50 Jahre nach Webbs erster Durchquerung. 1926 kraulte Ederle die gesamte Strecke in 14 Stunden und 31 Minuten und unterbot den damaligen Rekord der Männer um zwei Stunden. Die Konfettiparaden, die zu Ehren der 18-jährigen Schwimmerin durch die Straßen von New York marschierten, reichten an die Umzüge heran, die ein Jahr später den Ozeanflug von Charles Lindbergh feiern sollten. Allerdings war der Preis, den Ederle zahlte, sehr hoch. Durch die unentwegten Welleneinschläge nahm ihr Gehör nachhaltig Schaden. Sie litt an Gleichgewichtsstörungen und wurde zeitlebens von Nervenzusammenbrüchen heimgesucht.

Inzwischen sind viele dem Beispiel von Webb und Ederle gefolgt. Jahr für Jahr sichtet die englische Küstenwache manchmal schon Anfang Juni die ersten Extremschwimmer. Im Juli, August, bis in den September hinein herrscht Hochkonjunktur für die Fischer und Bootsführer, die es längst als lukrativen Nebenjob ansehen, die wild Entschlossenen durch die Wellen zu begleiten. Wenn die globale Begeisterung für Extremsportarten weiter so wächst, dürfte es in wenigen Jahren auf dem Wasserweg zwischen England und Frankreich zu Schwimmerstaus kommen, die den Schiffsverkehr von der Nordsee in die Weltmeere zum Erliegen bringen. Und es scheint, als würde die Strecke mit jedem Schwimmer, der am Strand von Calais aus dem Wasser steigt, immer kürzer. Doch dem ist nicht so. Der Mount Everest der Schwimmer verlangt nach wie vor seine Opfer. Und viele Schwimwahn sinnige, die mit dem Glauben an ihre eigene Unbesiegbarkeit ins Wasser springen, werden vom Meer eines Besseren belehrt.





Das Scheitern.

Es muss nicht immer gleich der Tod sein, der einer Ärmelkanalüberquerung ein vorzeitiges Ende bereitet wie unlängst im Fall eines ehrgeizigen Schweizers, der ohne jedes Anzeichen von Erschöpfung neben seinem Beiboot durch die Wellen tauchte und plötzlich nach einem kleinen Schaumwipfel auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Häufig sind die Gründe für das Scheitern trivialerer Natur. So kommt es aufgrund des kalten Wassers nicht selten zu Harnverhaltungen, wobei der anwachsende Blasendruck den todesmutigen Schwimmer nach der Hälfte oder drei Vierteln seiner Strecke zum Aufgeben zwingt. „Der Klassiker unter den Kanalniederlagen“, kommentiert der Dokumentarfilmer, der bereits tief in sein Thema eingetaucht ist. Ich setze meine Apfelschorle ab, ohne getrunken zu haben.

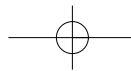
Nein, es ist seit Kapitän Webbs Zeiten keineswegs leichter geworden, den Ärmelkanal zu bezwingen. Zwar haben sich die Schwimmstile inzwischen weiterentwickelt und die Trainingsmethoden perfektioniert, aber sonstige Hilfsmittel wie Flossen oder Neoprenanzüge sind bei einer regulären Kanaldurchquerung nicht erlaubt. Auch der moderne Mensch schwimmt noch immer in Badehose und einer weißlichen Schicht von „Original-Kapitän-Webb-Schmierfett“ auf der Haut durch das unerbittliche Wasser. Mehr als 125 Jahre sind seit der ersten Durchquerung vergangen. Doch noch immer ist es der nackte Kampf des Körpers und des Kopfes mit dem Meer, der die Schwimmbauteure am Ärmelkanal reizt.

Der Virus.

Unentschlossen verschiebe ich ein paar erkaltete Pilzlappen auf meinem Teller. Unser Gespräch nähert sich dem Ende. Aber ich weiß nicht recht, was ich denken soll. Auf dieser Welt leben Milliarden von Menschen, die nicht einmal auf die Idee kämen, den Ärmelkanal als eine Herausforderung zu betrachten und ihr Leben bei dem Versuch einer Durchquerung zu riskieren. Warum also ich? Es gibt keinen Rekord, der von mir aufzustellen wäre, es gäbe keine Sensation, wenn ich es schaffe, und keinen Aufschrei, wenn nicht. Ich wäre nur ein Strich auf der Liste eines knorrigen Bootsmannes, so oder so. Im besten Fall bliebe kaum mehr als das obligatorische Erinnerungsfoto mit einer Urkunde der Channel Swimming Association (CSA) unterm Arm.

Und in Calais würde man nur müde den Kopf heben und sagen: „Da, schau an, schon wieder einer!“ Zum Abschied sieht mir der Dokumentarfilmer noch einmal prüfend ins Gesicht, ein Kamerablick, aber nicht ohne Empathie. Ich fühle mich wie auf halbem Weg zwischen Mensch und Motiv. Ohne mich zu drängen, erwartet er eine Antwort. Ich spüre das, aber ich schweige. Sicher könnte ich einfach Nein sagen, und die Sache wäre erledigt, ein für alle Mal. Doch ich bin lange genug Sportler, um zu wissen, wie schnell aus einer Laune, einem losen Gedanken Notwendigkeit werden kann, wie kurz der Weg ist vom Wunsch zum Virus. Wir schütteln Hände, und das Einzige, was ich denke, ist: Bitte, setz' ihn mir nicht in den Kopf, diesen Ärmelkanalwahn, lieber Gott, bitte mach', dass ich es nie, nie will!

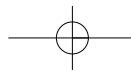




Die Kälte.

Szenenwechsel. Die ersten lauwarmen Frühsommertage sind ins Land und über das Wasser gegangen. Ich stehe vor meinem bevorzugten Badesee und einer von Menschenhand noch unberührten Wasseroberfläche. Es ist viel zu kalt für die üblichen Strandvergnügen und Plantschereien. Wer sich bei diesen Temperaturen dem Wasser nähert, dem ist es ernst. Mechanisch ziehe ich mich aus und wate bis zu den Hüften in den See. Wellenringe bilden sich wie kleine Röllchen unter seiner in kühlem Schweigen hingebreiteten Haut. Dann zerstöre ich die Stille, indem ich mir das kalte Wasser auf die Brust und ins Gesicht klatsche. Das Geräusch meines Atems, als ich eintauche in die nadelstechende Kälte, die schrillen Obertöne der Hyperventilation. Es ist maximal 14 Grad. Doch ich schwimme weiter, ich schwimme mich allmählich ruhig.

Der Schrecken der Kälte verwandelt sich allmählich in einen prickelnden, klirrenden Rausch, ich kenne das, doch es ist jedes Mal wieder ein Wunder. Nach all den Jahren im Wasser habe ich nicht aufgehört, darüber zu staunen: über die Feindlichkeit des Elements im Augenblick des Eintauchens und über die Gunst, mit der es den Schwimmer umfängt. Vielleicht ist es bloß das alte Spiel vom Glück durch Überwindung, das mich wie geläutert durchs Wasser gleiten lässt. Vielleicht bestätigt sich nur einmal mehr die simple, aber beglückende Philosophie, alles schaffen, alles aushalten zu können, wenn man es ganz entschieden will.



Doch damit ist nicht die Empfindung beschrieben, die mich auf dem Weg durch die anschniegsame Grausamkeit des kalten Wassers begleitet. Es ist das Gefühl, für einen Moment ausgenommen zu sein von allem, von der Gnadenlosigkeit der Naturgesetze, von den Unzulänglichkeiten des menschlichen Körpers und der Geschichte der eigenen Schwäche. Es ist die Begegnung mit dem Wasser in seiner sublimsten Form: als Element der bezaubernden Einsamkeit desjenigen, der über sich selbst und die Welt hinausgeschwommen ist. Ich kraule weiter durch den von meinen Schlägen ins Licht gesprengten See und frage mich auf einmal: Wie kalt ist eigentlich der Ärmelkanal?

Der Wahn.

Meine Finger haben noch nicht aufgehört zu zittern, als ich den Dokumentarfilmer anrufe, um ihm diese Frage zu stellen. Er zögert kurz, wie um herauszuhören, was das bedeuten soll. So um die 16 Grad, sagt er dann, gibt mir aber den Rat, auf der Website der CSA noch einmal nachzuschauen. „An guten Tagen zwischen 14 bis maximal 18 Grad“, steht dort zu lesen, „mit streckenweise erheblichen Schwankungen.“ Bei einigen Schwimmern seien anschließend Körpertemperaturen um die 31 Grad gemessen worden. Bei 30 Grad beginnt das Sterben. Aber ein Wort des Trostes weiß die CSA dann doch noch zu spenden: Für Haie ist das Wasser des Ärmelkanals in der Regel zu kalt.





© Max Grönert

Der Autor.

John von Düffel, Schriftsteller, geboren 1966 in Göttingen, ist in Irland, South Dakota und verschiedenen deutschen Kleinstädten aufgewachsen. Der promovierte Philosoph arbeitet seit 1991 als Dramaturg und Autor. Für seinen Debütroman „Vom Wasser“ erhielt der passionierte Langstreckenschwimmer 1998 den Ernst-Willner-Preis in Klagenfurt und den „Aspekte“-Literaturpreis. Er erzählt die Geschichte von einem, der wie magisch angezogen immer wieder zum Wasser zurückkehrt.

10 Schwimmregeln / 10 swimming rules

1. Der Kanal ist niemals freundlich zu dir / The channel is not your friend
2. Es ist kalt, du wirst zittern / It's cold, you'll shiver
3. Versuch', nicht zuviel Salzwasser zu schlucken / Don't swallow the seawater
4. Du musst aus jedem Armzug den letzten Zentimeter herausholen /
Try to get the extra-centimeter out of every stroke
5. Rhythmus reduziert Anstrengung / Rhythm reduces effort
6. Setz' eine Hand vor die andere, bis du Land berührst /
Put one hand in front of the other until you grab the sand
7. Denk' an alles, nur nicht daran, wie lange noch /
Think about anything and everything but not about how much longer
8. Das Wasser macht, was es will / The water is never what you expect
9. Hör niemals auf, dich gegen das Ertrinken zu wehren /
Never give in to drowning
10. Selbst wenn du alles richtig machst, gibt es keine Gewissheit /
Even if you are perfect, there's no guarantee